

Max Lobe: „Ein Funky-Makossa für die Freiheit“

Tanz der Ahnen durch die Geschichte Kameruns

Von Andreas Baum

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 19.08.2025

Max Lobe bringt in seinem Roman die Götter seines Heimatlandes Kameruns und die Ahnen seiner Hauptfigur zum Tanzen. Ausgerechnet in dessen Genfer Refugium erscheinen ihm Helden und Hingerichtete, Vorbilder, Verräter und Väter – die Geister einer Vergangenheit, die nicht vergehen will.

Zwar ist der Balletttänzer Benjamin Müller einst freiwillig von Kamerun nach Genf gezogen, um zu studieren. Dann aber ist die Stadt zu seinem Exil geworden. Denn als sein Vater in Kamerun erfährt, dass Benjamin das Leben eines schwulen Mannes führt, sagt er ihm: Bleib, wo du bist. So wie du bist, komm nicht zurück.

Es mit Männern zu treiben, sei schlimmer als „die weiße Sache“ – gemeint ist der Kolonialismus, der Jahrhunderte alte Griff der Europäer nach den Reichtümern Kameruns. Der Bann gilt selbst dann noch, als der Vater stirbt, bei seiner Beerdigung ist der queere Sohn unerwünscht.

Die Spuren von Kolonialismus und Kampf

Dass Benjamin Müller einen für unsere Ohren eher deutsch klingenden Namen trägt, hat seinen Grund: Kamerun hat neben einer französischen auch eine deutsche Kolonialgeschichte. So kommen in Benjamins Ahnenfolge die Namen Wolfgang und Konrad vor: Ahnen, die ihm nun tanzend erscheinen, in einer langen Nachtfahrt mit Gespenstern, um mit ihm noch einmal die Geschichte von Verrat und Befreiung durchzunehmen und ihm ihre Narben zu zeigen. Die Spuren des Krieges gegen die „weiße Sache“ haben sich in die Körper der Menschen eingeschrieben.

So tobt der Kampf gegen den Kolonialismus bis heute in den Menschen, sagt dieser Roman mit all seinen Widersprüchen. Das heißt auch, gegen etwas zu kämpfen zu müssen, das längst Teil der eigenen Kultur geworden ist. Das zeigen nicht zuletzt die Namen oder die Vorliebe der Kameruner für deutsche und französische Kultur.

Max Lobe

Ein Funky-Makossa für die Freiheit

Akono, Leipzig 2025

170 Seiten

24 Euro

Nach der Kolonialzeit der nächste Verrat

Das erfolgreiche Auflehnen gegen die Kolonialherren führte zum nächsten Verrat: Die Präsidenten der Unabhängigkeit nach 1960 erweisen sich, so der Befund im Buch, als tribalistisch und korrupt, und als Marionetten Frankreichs. Der jetzige, Paul Biya, regiert seit 43 Jahren mit eiserner Hand, hält sich aber nur noch wenige Tage im Jahr in Kamerun auf – stattdessen residiert er mit großer Entourage in europäischen Luxushotels, vorzugsweise in eben jenem Genf.

Und so wie die Kameruner bis heute von den Gespenstern des Kolonialismus verfolgt werden, wird Benjamin den Geist des Vaters nicht los. Obwohl der ihn als Lebender verstoßen hat, ist der Sohn an ihn gebunden: in Hass und Liebe und dem Wunsch, von ihm gesehen zu werden. In einer Traumsequenz zieht er mit ihm durch die Schwulenclubs und zeigt sich ihm endlich, wie er ist: Komm Vater, schau mir zu.

Befreiung durch das Annehmen der komplizierten Wirklichkeit

Ausgerechnet eine Schweizerin legt Benjamin die Bücher ans Herz, die er lesen muss, um zu sich selbst zu finden: Black History, Frantz Fanon, James Baldwin, Martin Luther King – die Wandlung zum postkolonialen, panafrikanischen Denker gelingt Benjamin erst in Europa, unter Weißen. Und erst als er mit den Ahnen den populären Makossa tanzt, auch mit dem Vater, diesen akzeptieren lernt und als Teil seiner selbst annimmt, endet seine Nachtfahrt.

Mit seinem Protagonisten hat der Autor Max Lobe nicht nur den deutschen Klang seines Namens, sondern auch die Herkunft aus der einflussreichen Schicht Kameruns und die queere Identität gemein, vermutlich auch das Schicksal des Exils.

In einer sehr eigenen Kunstsprache mit Anleihen an kamerunische Idiome sowie Englisch, Deutsch und Französisch lässt er die Götter und Ahnen fluchen und singen, eindringlich und teilweise sehr komisch. Der Text erscheint im kleinen, aber ungemein wichtigen Leipziger Akono-Verlag, der es sich seit einigen Jahren recht erfolgreich zur Aufgabe macht, vor allem afrikanische Autorinnen und Autoren zu veröffentlichen und damit ihre Stimmen für uns hörbar zu machen.